Beuth, abmontiert

Berlin trennt sich von seinem Bürgerhelden

Jetzt ist der Stein ins Rollen gekommen, nachdem am 23. Januar die Berliner Beuth-Hochschule für Technik beschlossen hat, ihren Namen zu ändern. Die Initiative dazu war aus der Hochschule selbst gekommen. Der preußische Beamte Peter Christian Wilhelm Beuth, seit 1819 Direktor der Technischen Deputation für Gewerbe und Initiator der Gewerbeausbildung, gilt aufgrund von Forschungen des Germanisten Peter Nienhaus zur Deutschen Tischgesellschaft als Antisemit. Erst jetzt entdeckt man offenbar, dass sehr viel in Berlin an Beuth erinnert.

Beuth besitzt ein Ehrengrab des Landes Berlin auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof. 1861 wurde ihm ein Standbild auf dem Platz vor der Bauakademie errichtet, das erst 2008 wiedererrichtet wurde. Ein zweites Denkmal in Überlebensgröße wurde 1987 vor dem Gebäude des Deutschen Instituts für Normung in der Burggrafenstraße aufgestellt. 1981 erschien eine Sondermarke der Landespostdirektion Berlin. Es gibt zwei Beuthstraßen in Berlin, die im Bezirk Pankow soll jetzt umbenannt werden, bei der in Mitte wird es „nicht ausgeschlossen“.

Vor nicht allzu langer Zeit wäre dies kaum vorstellbar gewesen. In zwei der wichtigsten Ausstellungen West-Berlins im Martin-Gropius-Bau, der Preußenausstellung 1981 und der Schau zum Stadtjubiläum 1987, erinnerten mehrere Objekte an Beuth, in einem zur Preußenausstellung von Peter Brandt edierten Quellenband zur Sozialgeschichte Preußens war eine Rede von Beuth zur „Förderung des Gewerbefleißes“ wiedergeben. Im Ostteil der Stadt war Beuth, erst recht in den durchaus preußenaffinen späten Honecker-Jahren, nicht minder präsent; die 1987 von der Akademie der Wissenschaften der DDR herausgegebene Stadtgeschichte „Werte unserer Heimat“ sprach Beuth Verdienste bei der Verbindung von „Wissenschaft und Produktion“ zu. Zweifelhafte Lobredner im Nationalsozialismus besaß Beuth offenbar nicht.

Ironischerweise ging der Name der Berliner Beuth-Hochschule gar nicht auf eine offizielle Ehrung zurück; zu den Vorläufereinrichtungen der Hochschule gehörte auch eine 1909 gegründete private Technische Mittelschule, die den Namen als Synonym für anwendungsbezogene Studien gewählt hatte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in West-Berlin mehrere technische Lehranstalten zu den Staatlichen Ingenieurschulen „Gauss“ und „Beuth“ zusammengefasst; die Namen fielen in den siebziger Jahren mit der Gründung der Technischen Fachhochschule 1971 mehr zufällig unter den Tisch, zwischenzeitig gab es auch Pläne, alle West-Berliner Hochschulen zu zwei Gesamthochschulen mit den phantasievollen Namen „Nord“ und „Süd“ zusammenzufassen. Erst 2009 erinnerte sich die Technische Fachhochschule wieder an Beuth. Die antisemitischen oder antijudaistischen Tischreden von Beuth waren damals nicht näher bekannt.

Jetzt ist mit Selbstverständlichkeit vom „Antisemiten Beuth“ die Rede; fast könnte man denken, Beuth sei im Hauptberuf politischer Agitator gewesen oder als solcher geehrt worden. Dabei gehörte Beuth überhaupt nicht zu den Personen, an denen sich das nationale oder gar völkische wilhelminische Bürgertum aufrichtete, auch wenn ihn die „Gebildeten“ sicher alle kannten. Beuth gehörte etwa zu den „Helden“ der borussophilen Neigungen abholden „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ des katholischen Historikers Franz Schnabel.

Dieser würdigte den Rheinländer Beuth 1934 als Vertreter der westlichen Provinzen Preußens und Kontrastfigur zu den russophilen Reaktionären im preußischen Staatsapparat; Beuth wurde 1781 in Kleve am Niederrhein geboren, wo 2018 eine Gedenktafel für Beuth aufgrund der Berliner Diskussion abgehängt wurde. Die Beliebtheit von Beuth in den Nachkriegsjahren hat ihren Grund auch darin, dass in ihm ein Vertreter des „anderen Preußen“ gesehen wurde, ein Zivilingenieur ohne Verbindung zum Militärischen. Auch sein Plädoyer für anwendungsbezogene Wissenschaft erschien manchen als eine frühe Volte gegen den akademischen Elfenbeinturm und den universitären Standesdünkel. Dass bislang auch die sensiblen „Geschichtswerkstätten“ nie die Ehrungen Beuths im Visier hatten, überrascht da nicht.

Ist Beuth erst ein Anfang? Zu den Mitgliedern der Deutschen Tischgesellschaft gehörten auch Schinkel und Clemens Brentano, an den in Berlin eine Grundschule erinnert. Nach Brentanos Schwester Bettina wurde 1991 das bisherige Schlieffenufer benannt, das war eine Zeit, in der man noch glaubte, ein „gutes“ und ein „böses“ Preußen trennscharf unterscheiden zu können. Der Ehemann der Dichterin, Achim von Arnim, war einer der Gründer der Deutschen Tischgesellschaft. Vieles, was in diesem Milieu gedacht oder geredet wurde, erscheint heute nicht mehr als angemessen. MARTIN OTTO

Foto Estate of Carolee Schneemann, VG Bild-Kunst 2020

Aus Carolee Schneemanns Serie „Eye Body: 36 Transformative Actions for Camera“ von 1963, Silbergelatineabzug von 2005

Die wilde Logik des Leibs

Über die Grenzen der Körper: Die Ausstellung „Up to and Including Limits: After Carolee Schneemann“ liefert Nahrung für den Geist.

Von Rose-Maria Gropp, Susch

Als die amerikanische Künstlerin Carolee Schneemann 2019 im Alter von 79 Jahren in New York starb, hatte sie noch die Anerkennung der breiteren Öffentlichkeit erleben können, die ihrem Schaffen gebührt. Das Museum der Moderne in Salzburg richtete der Performancekünstlerin – die sich selbst stets als eine Malerin gesehen hat – 2016 eine Retrospektive unter dem Titel „Kinetische Malerei“ aus, die danach ins Museum für Moderne Kunst in Frankfurt ging. Bei der Venedig-Biennale 2017 erhielt Schneemann den Goldenen Löwen für ihr Lebenswerk. Anschlüsse an ihr Schaffen, das maßgeblich die feministische Avantgarde mitgeprägt hat, sucht die Ausstellung „Up to and Including Limits (Bis zu den und einschließlich der Grenzen): After Carolee Schneemann“ im Muzeum Susch im schweizerischen Graubünden. Die Kuratorin Sabine Breitwieser, die schon die Schau für Salzburg einrichtete, vereint sechzig Arbeiten von dreizehn Künstlerinnen und Künstlern in der Auseinandersetzung mit Schneemann, von der zehn wichtige Arbeiten zu sehen sind.

Es beginnt mit dem gemalten „Self Portrait“ der Fünfzehnjährigen von 1954/55 und führt – über die Auseinandersetzung mit Jackson Pollock oder Willem de Kooning – zu „Controlled Burning: Fireplace“ von 1963/64, einer symbolisch aufgeladenen verbrannten Holzkiste mit scharfkantigen Glas- und Spiegelscherben, die an die Kästen von Joseph Cornell erinnert. Der Schwerpunkt liegt auf fotografischen und filmischen Dokumenten von Schneemanns Performances vor Publikum. Eine Sonderstellung nimmt der Sechzehn-Millimeter-Film „Fuses“ (Zündschnüre) von 1964/67 ein, für den eine Kamera aus wechselnden Blickwinkeln sie und ihren Mann beim Sex aufnimmt, mitunter aus der Perspektive ihrer Katze „Kitch“. Was heute als ein Hauptstück des feministischen Experimentalfilms gilt, ist eine damals auch unter Frauen umstrittene Materialcollage, vielfach überarbeitet mit Feuer, Säure und Farbe. Wilder, mit mehr Witz war die Ambivalenz der – erkämpften, genießenden, erwünschten – Geschlechterbefreiung kaum zu markieren.

Die Ausstellung sucht ihre Anschlüsse dort, wo es in der Nachfolge Schneemanns um den physischen Einsatz geht. Der Titel bezieht sich auf eine Serie von Performances in den Siebzigern, bei denen sie in einem Gurt hängend ihren Körper zum Werkzeug für Striche und andere Spuren im Raum machte, ein stundenlanger Zeichenvorgang: Sie agierte, so sagt sie es, als „direkte Nachfolgerin von Pollocks verkörperlichtem Malprozess“. Den direktesten Bezug darauf nimmt der noch junge Matthew Barney mit seinen zwei Jahrzehnte später, Ende der achtziger Jahre, begonnenen „Drawing Restraints“. Die Videos zeigen ihn in seinem Atelier, wo er sich offensichtlich absurde Hindernisse in den Weg legt, etwa beim Versuch, eine Wand hochzuklettern. Das ist, wohl von Barney beabsichtigt, nicht ohne Komik, zugleich „Action Painting“ der speziellen Art.

Mit physischer wie psychischer Anstrengung verbunden ist, gut zwanzig Jahre später, eine der Performances aus der Reihe „21 Pornographies“ von Mette Ingvartsen. Der mehr als eine Stunde dauernde Film aus dem Jahr 2017, in dem die dänische Tänzerin und Choreographin, nackt allein auf der Bühne vor Publikum, pornographische Gesten andeutet, erzwingt nicht steuerbare Emotionen. An die Museumsbesucher delegiert ist jetzt der Konnex von Schneemanns Aktionskunst und Ingvartsens Aufführung. Das Problem ist weniger die zeitliche Distanz von vier Jahrzehnten als der Umgang mit dem eigenen sexualisierten Körper, der bei Ingvartsen etwas Zwanghaftes bekommt.

In den Provokationen Carolee Schneemanns nistet nicht selten eine intelligente Ironie. Und sie war bestens informiert über die herrschenden Theorien, zumal zur weiblichen Sexualität. Letzteres gilt auch für die amerikanische Künstlerin Andrea Fraser, deren Markenzeichen die Institutionskritik ist. In ihrem Sechs-Minuten-Video „Little Frank and His Carp“ (Der kleine Frank und sein Karpfen) von 2001 befolgt sie die offenbar grotesken Anweisungen des Audioguides im Guggenheim-Museum in Bilbao zu Frank O. Gehrys Bau. Die Aufforderung schließlich, die Museumswände zu streicheln, nimmt sie wörtlich, entsprechend der Anstößigkeit der Sprache des Geräts. Mit Standbildern dokumentiert ist Frasers „Untitled“-Arbeit von 2003, für die sie gegen Vorauszahlung in einem Hotelzimmer den Beischlaf mit einem Sammler vollzog, der dann die erste (von fünf) Kopie des Videomitschnitts erhielt. Den Vertrag dazu hatte Frasers Galerist ausgehandelt. Derartige analogisierende Strategien überholen sich dann doch einfach zu schnell selbst.

Eine Traditionspflege ganz individueller Natur betreibt die Österreicherin Katrina Daschner, mit ihrem verwirrend ästhetischen Rückgriff auf des Wiener Arztes Arthur Schnitzler „Traumnovelle“ von 1926. In ihrem Video „Pferdebusen“ von 2017 verschmilzt sie erotisch aufgeladene Bilder von Frauenleibern und Pferdekörpern mit Phantasien aus Lederzeug zum surrealen Lipizzaner-(Alb-)Traum – und zum schamlos kultivierten Sehvergnügen. Von dort führt durchaus ein roter Faden zurück zu Carolee Schneemann, die, jenseits allgemeiner Aufmerksamkeitsökonomie, längst dem Kanon einer Kunstgeschichte der – zumal feministischen – Performance eingeschrieben war. Dabei hatte sie einen gravierenden Vorteil; ihre Anfänge fallen in ein einzigartig anregendes Umfeld: von den Ausläufern des Surrealismus über die Abstrakten Expressionisten, hin zu Robert Rauschenberg und der amerikanischen Pop-Art – Anreize genug, zumal für kühnen Widerstand.

Hinzu kommt, was sich mit „Nach Carolee Schneemann“ im Titel der Ausstellung andeutet, die eben nicht die üblichen Verdächtigen wie Valie Export oder Cindy Sherman aufruft, sondern sich auf die schwierigeren Nebenwege macht: Wie stark nämlich geprägt Schneemanns Werk von ihrer Persönlichkeit, von ihrer physischen Präsenz war; sie war nicht zu übersehen, was ihr zuweilen als narzisstische Selbstdarstellung angekreidet wurde. Es ist schwierig für die Nachgeborenen, diesen doppelten Vorsprung – des historischen Momentums und der Ausstrahlung – einzuholen. Die Gefahr des schnellen Alterns einiger der neueren Ansätze liegt auf der Hand; was nicht zuletzt den grundlegend veränderten medialen Bedingungen geschuldet ist. Und gerade diese innere Spannung macht die Ausstellung im Muzeum Susch so anspruchsvoll und anregend.

Vor gut einem Jahr eröffnete die polnische Unternehmerin und Kunstsammlerin Grazyna Kulczyk das Haus in dem kleinen Ort im Unterengadin (F.A.Z. vom 16. Januar 2019). Neben den ständigen Werken aus der von ihr gegründeten Stiftung ist es zugleich Kunsthalle für wechselnde Ausstellungen, deren Schwerpunkt auf feministischen Positionen liegt. Es entspricht dem Konzept, Fragen zu stellen, Diskussionen herauszufordern. Die aktuelle Schau belohnt ihr Publikum mit sattsam Stoff zur vertieften Reflexion – in dieser kühlen Höhenluft.

Up to and Including Limits: After Carolee Schneemann. Im Muzeum Susch, Unterengadin; bis zum 28. Juni. Es gibt ein kostenloses Begleitheft und eine App, die durch die Ausstellung führt.

Prag errichtet Mariensäule neu

In Prag haben die Arbeiten zum Wiederaufbau der Mariensäule auf dem Altstädter Ring begonnen. Der Platz im Zentrum der tschechischen Hauptstadt ist insbesondere bei ausländischen Touristen beliebt. Die Säule wurde 1650 vom römisch-deutschen Kaiser Friedrich III. gestiftet und erinnert an die Befreiung Prags von den Schweden nach dem Dreißigjährigen Krieg. Im November 1918 wurde die Säule entfernt. Sie galt nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie und der Gründung der Tschechoslowakei als Symbol der habsburgischen Herrschaft und der katholischen Kirche. Der die Wiedererrichtung ausführende Bildhauer Petr Váňa zeigte sich gegenüber dem Tschechischen Rundfunk optimistisch, im Zuge der ersten Grabungen den historischen Grundstein von 1650 zu finden. Váňa hat zwei Jahrzehnte an dem Imitat der Säule gearbeitet. Im Mai vergangenen Jahres unterband die Polizei seinen Versuch der Neuinstallation auf dem Altstädter Ring (F.A.Z. vom 29. Juni 2019). Im Januar revidierte das Prager Stadtparlament jedoch seine zuvor ablehnende Position und stimmte dem Wiederaufbau der Säule zu, die für Kritiker weiterhin Symbol der gewaltsamen Rekatholisierung ist. niz.

Ihr seid nur Opfer, wir sind nur Täter?

Folgenreich: Europas neue Gedenkkultur sieht das Leid der Anderen nicht mehr / *Von Alexey Miller*

In der Entschließung des Europäischen Parlaments „Zur Bedeutung des europäischen Geschichtsbewusstseins für die Zukunft Europas“ 2019 ist von Verfehlungen diverser Länder bei der Aufarbeitung der Vergangenheit die Rede, aber nur Russland wird namentlich genannt. Es soll sich schuldig bekennen, dass der sowjetische Totalitarismus gemeinsam mit dem NS-Totalitarismus den Zweiten Weltkrieg anzettelte und daher für alle seine Greuel verantwortlich ist, einschließlich des Holocaust.

Die Erklärung der EU-Kommissionspräsidentin von der Leyen, des Ratspräsidenten Michel und des Präsidenten des Europäischen Parlaments Sassoli vom 23. Januar anlässlich des 75. Jahrestags der Befreiung von Auschwitz-Birkenau beginnt mit den Worten: „Vor 75 Jahren haben die Alliierten das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau befreit. Damit beendeten sie das schrecklichste Verbrechen in der europäischen Geschichte, die geplante Vernichtung der Juden.“

In der Erklärung wird nicht erwähnt, dass die Rote Armee, die man natürlich als Teil der Alliierten Streitkräfte bezeichnen kann, dieses schrecklichste Verbrechen beendete. Der „Spiegel“ und die Amerikanische Botschaft in Dänemark schrieben gar, die Amerikaner hätten Auschwitz befreit. Und die offiziellen Vertreter Polens und der ukrainische Präsident Selenskyj, die im Kontext der Befreiung von Auschwitz die Rote Armee erwähnten, betonten, es seien Kämpfer der 1. Ukrainischen Front, der Lwower Division, gewesen. Sie deuteten an oder behaupteten offen, es seien ukrainische Truppen gewesen. Dabei wissen sie, dass die Front- und Divisionsbezeichnungen der Roten Armee nicht nach den Orten ihrer Rekrutierung vergeben wurden, sondern nach ihrer Dislokationsrichtung. Die Lwower Division wurde aus Einwohnern der Regionen Archangelsk und Wologda gebildet. Auch Ukrainer gehörten ihr an. Die Episoden aber passen ins Bild, wonach die Rote Armee nur schlechte Dinge und keine guten tun kann. Der heutige Diskurs neigt dazu, die Opfer und Helden zu nationalisieren und die Täter zu „sowjetisieren“ (oder zu russifizieren).

Bei der Befreiung von Auschwitz spielt die (ukrainische) Nationalität plötzlich eine Rolle, wenn von Verbrechen des Stalinismus die Rede ist, so waren die „Sowjets“, die „Kommunisten“, die „Russen“ schuld. Die Russen sollen sich ruhig ärgern, sie benehmen sich in den letzten Jahren so schlecht. Aber müssen nur die Russen über die Instrumentalisierung der Vergangenheit in ihrem Land besorgt sein? Anfang der neunziger Jahre erkannten immer mehr EU-Länder ihre Verantwortung für den Holocaust an, der einen zentralen Platz in der gesamteuropäischen Geschichtserzählung einnimmt. Voraussetzung dieser Einstellung zum Gedächtnis war ein „kritischer Patriotismus“, der die schambesetzten Aspekte der nationalen Vergangenheit in den Blick nimmt. Das macht ein Narrativ, das sich auf die Leiden oder Siege der eigenen Nation konzentriert, unmöglich. Eine solche Einstellung setzt „Vergangenheitsbewältigung“ voraus, ein Streben nach Dialog, der Widersprüche überwindet oder mildert und die Wahrheit sichtbarer macht. Leider haben wir uns von einer „dialogischen Erinnerung“, die die Leiden des „Anderen“ anerkennen will, weit entfernt.

Sicherheitsfaktor Geschichtspolitik

Die globale Gedenkkultur mit dem Akzent auf der Politik der Reue wurde abgelöst von alten ideologischen Schablonen. Ziel der Aktualisierung der Vergangenheit ist heute die Verteilung von Opfer-, Helden- und Täterrollen. Es ist das typische Instrumentarium zur Identitätskonstruktion eines Nationalstaats, nun aber auf der Ebene Gesamteuropas.

Der Terminus „Geschichtspolitik“, der in Deutschland in den achtziger Jahren aufkam, um die eigennützige Einmischung von Politikern in die Sphäre der Geschichte und kollektiven Erinnerung zu verurteilen, wurde 2004 in Polen als „polityka historyczna“ wiedergeboren, erhielt aber eine neue, positive Bedeutung. Es geht nun um die Konfrontation politischer Opponenten, wobei der eine siegen und der andere verlieren soll. Für Dialog, gemeinsame Interpretation ist kein Platz, wie auch für die Suche nach geschichtlicher Wahrheit nicht. Beide Seiten bedienen sich Fakes oder wählen aus dem großen, komplexen Bild nur Fakten, die ihnen nützen. Obendrein gilt die Erinnerungspolitik als sicherheitsrelevant für Staaten, Nationen, die Demokratie und die Europäische Union.

Früher suchten beim Gespräch mit den Nachbarn Deutsche Versöhnung mit Franzosen, Russen, Polen, aber auch Russen mit Polen. Heute erwartet man Aggression und Versuche, die Einheit der Gemeinschaft, der Nation, Europas, aufzubrechen. Die Gedächtnisarbeit, die Westeuropa seit den Sechzigern mühsam aufgebaut hat, wurde durch die osteuropäische Zugangsweise verdrängt, die die eigene Nation zum Hauptopfer erklärt und alle Verantwortung für die dunklen Seiten der Geschichte, einschließlich des Holocaust, den anderen zuweist. Zentral wurde die Erzählung von den beiden Totalitarismen, von denen alle Übel des zwanzigsten Jahrhunderts ausgingen.

Deshalb will man in Polen dem Historiker Jan Gross, der Bücher über Jedwabne und über den polnischen Antisemitismus verfasst hat, seine staatliche Auszeichnung aberkennen, deswegen steht der Historiker Jan Grabowski wegen des Vorwurfs vor Gericht, seine Zahlen der während der Okkupation von Polen getöteten Juden seien zu hoch. Deswegen wird in Litauen gegen Ruta Vanagaite gehetzt, die ein Buch darüber schrieb, wie Litauer 1941 ihre jüdischen Nachbarn beraubten. Deswegen wurden in allen Ländern Osteuropas Gesetze verabschiedet, die Aussagen über die Vergangenheit regeln. Im Unterschied zu Gesetzen, die das Leugnen des Holocaust verbieten, wird nun verboten, nationale Helden „anzuschwärzen“, das heißt, ihre Beteiligung am Holocaust zu erwähnen. 1945 oder später kamen einige im Kampf gegen die Sowjetmacht um. Doch das macht ihre Beteiligung am Holocaust nicht ungeschehen. In der Geschichte des Zweiten Weltkrieges ist das Heroische oft mit dem Verbrecherischen verflochten. Aber im Fall der Russen liegt der Akzent jetzt immer auf dem Verbrecherischen, in allen anderen Fällen hingegen auf dem des Heroischen.

Streit über Denkmale für Opfer

Niemand redet mehr von den Vergehen der autoritären Regime der Zwischenkriegszeit. Dabei mussten in Polen damals jüdische Studenten auf separaten Bänken im Hörsaal sitzen. Der neue Bürgermeister von Budapest will ein Denkmal für alle Frauen errichten, die Gewaltopfer wurden, wobei er sagt, dass er vor allem die Soldaten der Roten Armee meint. Ein Denkmal für die Opfer der ungarischen Armee im Osten gibt es nicht. In Deutschland gibt es kein Denkmal für dreieinhalb Millionen sowjetische Kriegsgefangene, die in NS-Gefangenschaft starben. Dafür wird ein Denkmal für die Opfer des Vernichtungskriegs im Osten diskutiert. Die Polen sind gegen ein gemeinsames Denkmal für ihre und die sowjetischen Opfer. Dem stimmen viele Deutsche zu, obwohl eine ähnliche Strategie von Polens rechtsnationalistischer Regierung, die zur Liquidierung des Museums des Zweiten Weltkriegs in Danzig führte, in Deutschland berechtigte Empörung hervorrief. Das Museum, als Plattform für die Erinnerung verschiedener Länder konzipiert, wurde nach dem Wahlsieg der PiS im Sinne eines polnischen Narrativs umgemodelt.

Im Vorwort zu ihrem Buch „Beyond Totalitarianism“ schrieben die Historiker Michael Geyer und Sheila Fitzpatrick 2008, es sei legitim, Stalinismus und Nationalsozialismus zu vergleichen, aber falsch, beide gleichzusetzen. Würde man jemanden, der heute so etwas sagt, einen Putin-Versteher nennen? Auch in Deutschland ist es schwieriger geworden, über die Vergangenheit zu reden.

Die alte Erzählung vom Zweiten Weltkrieg beschwieg vieles. Polen gefällt es nicht, wenn man daran erinnert, wie stark der Antisemitismus im Zwischenkriegspolen war, wie sich das im Holocaust und sogar später auswirkte. Vielen Russen gefällt es nicht, wenn man ihnen sagt, dass die Rote Armee nicht immer als Befreier wahrgenommen wurde und nicht immer Befreier war. Vielen Deutschen gefällt es nicht, wenn man ihnen eine politisch motivierte, selektive Erinnerung vorwirft. Amerikanern gefällt nicht, wenn sie hören, dass die Bombe über Hiroshima abgeworfen wurde, um sie an Menschen auszuprobieren und Stalin einen Schrecken einzujagen. Die Frage, warum Dresden zerstört und andere deutsche Städte mit der Zivilbevölkerung verbrannt werden mussten, ist Engländern unangenehm. Franzosen und Norwegern fällt es schwer, zuzugeben, dass es lange mehr NS-Kollaborateure gab als Widerständler.

Unser Gedenken an den Zweiten Weltkrieg bleibt unvermeidlich unvollständig, nicht nur unter nationalen Vorzeichen. Die Kommunisten, die zum Bild der Täter geworden sind, waren auch eine Hauptopfergruppe des Nationalsozialismus und spielten im Widerstand eine wichtige Rolle. Es darf bezweifelt werden, ob wir durch den Erinnerungskrieg einer ganzheitlichen Wahrheit näherkommen, die sowohl das berücksichtigt, auf das wir gern stolz sind, als auch das, wofür wir uns schämen sollten. Im Krieg gelten Kriegsregeln, es gibt nur Freund und Feind, kein Einerseits/Andererseits. Wir sind nur Opfer, die anderen nur Täter. Wenn wir in diesen Krieg eintreten, können wir Verzerrungen nicht mehr erkennen. Den Krieg wird keiner gewinnen. Dafür haben wir das Vertrauen verloren, das über Jahrzehnte aufgebaut wurde, und die Möglichkeit eines selbstkritischen Blicks auf die Vergangenheit. Aber wer leistet sich Selbstkritik, wenn der Feind vor den Toren steht!

Aus dem Russischen von **Kerstin Holm**.

Alexey Miller ist Geschichtsprofessor an der Europäischen Universität in Sankt Petersburg und leitet dort das Forschungszentrum für Kulturelle Erinnerung und Symbolpolitik.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv